

Porträt einer gebeutelten Generation

Der 22-jährige Valentin Goppel zeigt in der Ausstellung „Between the Years“ Fotografien von Altersgenossen in der Pandemie

Von Peter Geiger

Regensburg. Ganz gewiss ist es nicht übertrieben, wenn man behauptet: Valentin Goppel, 22-jähriger Student der Fächerkombination „Fotojournalismus und der Dokumentarfotografie“ an der Hochschule Hannover, er verkörpert die Zukunft seiner Zunft.

Seit vor einem guten Jahr im „Spiegel“ (ja, dem Nachrichtenmagazin aus Hamburg) ein Foto von ihm erschien (unter der Überschrift „Generation Angela“), seither kann sich der gebürtige Regensburger, der 2018 am Von-Müller-Gymnasium sein Abitur machte, vor hochkarätigen Anfragen gar nicht mehr retten.

Grübelnd im Halbdunkel

Die „Zeit“ (genau, die Wochenzeitung aus Hamburg) hat zwischenzeitlich dieses Porträt einer grübelnden, im Halbdunkel einer Straße am Unteren Wöhrd in Regensburg hingekauerten Generation aufs Titelbild gehoben (erst vor drei Wochen war das) – um der „beschwerten Jugend“ eine große Story zu widmen.

Und was hat sich sonst getan, für Valentin Goppel, in diesem dritten Corona-Jahr? Aus eigenem Impuls war er Anfang März an der polnisch-ukrainischen Grenze unterwegs, um den Schock des russischen Überfalls zu dokumentieren und das Kriegsleid festzuhalten.

Auf Distanz zu sich selbst

Nachdem dieses Projekt abgeschlossen war, da hatte er schon den nächsten Job an der Angel: Die „New York Times“ fragte ihn per Videokonferenz an, ob er nicht jenes Deutschland fotografieren wolle, das sich im Angesicht des Krieges und explodierender Energiepreise vorbereitet auf einen langen, bitteren Winter des Missvergnügens. Er lieferte Probeaufnahmen. Zwei Wo-



Dieses junge Paar fotografierte Valentin Goppel zu Beginn des Corona-Lockdowns in Regensburg.

Foto: Valentin Goppel

chen später hatte er den Job. Weshalb er jetzt beispielsweise Männern auf der Spur ist, die Holzvorräte anlegen.

Ganz schön viel Erfolg für einen Studenten im sechsten Semester, der auch ganz bestimmt nicht älter aussieht, als er ist. Und gute Gründe hätte, durchzudrehen, vor lauter Selbstbewusstsein und Stolz auf das, was er ihm da gelungen ist. Genau das aber tut er nicht. Ganz im Gegenteil: Valentin Goppel sonnt sich nicht im Erfolg und suhlt sich auch nicht in der Anerkennung, die ihm von berufener Seite entgegen fliegt. Sondern: Er leis-

tet sich kritische Distanz zu sich selbst. Außert, wenn man ihn an einem sonnigen Spätsommerfreitag im Café Rehork trifft, Selbstzweifel. Und bekennt, dass das Objektiv seiner Kamera nur so heißt. Denn es liefert ihm genau das Gegenteil: durchwegs subjektive Bilder.

Das ist auch der Grund, weshalb er mit dem Tempo, das die Medien vorgeben, nicht immer mithalten mag. Hatte ihn sein Professor Christoph Bangert (für die New York Times war er als Kriegsreporter im Irak unterwegs) noch ermutigt, der größte Fehler,

den er machen könne, wäre es, er würde sich nicht einlassen, auf das Ukraine-Abenteuer – schließlich verfüge er über alle Möglichkeiten eines Fotografen – so stößt er bald an Grenzen seines Tuns: Weil „man sich als außenstehender Beobachter oft ganz ganz viel rausnimmt!“

Ab nächste Woche aber können im Neuen Kunstverein seine unter dem Titel „between the years“ entstandenen Generationenporträts betrachtet werden. Die Arbeiten hat Goppel an verschiedenen Orten in Deutschland aufgenommen, auch in Regens-

burg. Entstanden sind sie im Auftrag der „Zeit“ – seine Aufgabe war es, jener Corona-Generation, der er selbst angehört, ein Gesicht zu geben. Erst im Lauf dieser Arbeit erschloss sich ihm die Wichtigkeit des Themas. Und seine Lust wuchs, diese Geschichten weitschweifig zu erzählen. „Plötzlich fühlte es sich an, als sei meine Perspektive vielleicht sogar relevant.“

Diese Erkenntnis wiederum, sie half ihm, die Dämonen, die die Pandemie von der Leine gelassen hatte, zu bekämpfen: Denn Corona, so schreibt Valentin Goppel im

Begleittext zur Ausstellung, „scheint die unausweichliche Kraft zu haben, sämtliche inneren Konflikte ans Licht zu bringen.“ Plötzlich bestimmten sie sein Leben – und erstmals war er mit der Erkenntnis konfrontiert, „wie kaputt die Beziehung zu meinen Eltern ist.“

Als dann aber die Freiheit wieder zurückkam, da geriet er in einen Zustand der „Rastlosigkeit“ und der „wahn sinnigen Produktivität“. Innerhalb weniger Wochen fotografierte er viele der Motive, die ab 22. September im Neuen Kunstverein zu sehen sind.

Die Ausstellung

Eröffnung: Valentin Goppel stellt aus im Neuen Kunstverein, am Schwanenplatz 4, bis 23. Oktober. Die Vernissage findet am Donnerstag, 22. September, um 19 Uhr statt. Die Öffnungszeiten sind am Donnerstag und Freitag 16 bis 18 Uhr und am Samstag und Sonntag 12 bis 14 Uhr.

Galerienabend: Geöffnet ist die Ausstellung auch beim Regensburger Galerienabend am Samstag, 24. September, von 18 bis 23 Uhr: 13 Galerien in der Altstadt zeigen neue Ausstellungen.



Jung, erfolgreich und gerdet zugleich: Valentin Goppel Foto: Peter Geiger

KULTUR IN KÜRZE

documenta: Kritik vom Deutschen Kulturrat

Köln. Der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrats, Olaf Zimmermann, macht dem verantwortlichen Künstlerkollektiv ruangrupa schwere Vorwürfe im Zusammenhang mit dem Antisemitismus-Skandal bei der laufenden documenta: „Das Künstlerkollektiv hat die documenta vor die Wand gefahren“, sagte Zimmermann im Deutschlandfunk. Die Gruppe verweigere die nötige Selbstkontrolle. Kunst selbst dürfe alles oder fast alles. Doch als verantwortliches Kuratorenkollektiv müsse ruangrupa den Kontext beachten und Verantwortung für die von ihm eingeladenen ausstellenden Kollektive übernehmen. Das unterlasse ruangrupa aber. Es sei „stur ignorant“ und befinde sich in einem „Abwehrkampf, der der ganzen Ausstellung schade“. epd

Deutsch-jüdisches Liederbuch erscheint

Bamberg. Ein 2019 im Musikarchiv der Israelischen Nationalbibliothek in Jerusalem wiederentdecktes jüdisch-deutsches Liederbuch wird vom Musikverlag Schott Music Mainz neu aufgelegt. Vorge stellt werden das 110 Jahre alte Zeitdokument und seine bewegte Geschichte am 20. September im Berliner Bode-Museum, wie das „Projekt 2025-Arche Musica“ in Mistendorf (Landkreis Bamberg) ankündigte. Die Sammlung enthalte Lieder, die seit mehr als 80 Jahren verstummt waren. epd

Spurensuche im Gurlitt-Erbe

Das Kunstmuseum Bern präsentierte eine erste Bilanz

Von Christiane Oelrich

Bern. Man muss sich tief hinunterbeugen, um die Schatten einer ausradierten Unterschrift zu entdecken, oder die roten Farbreste eines abgerissenen Stempelaufdrucks. Bei solcher Arbeit stellt man sich eher Sherlock Holmes mit Vergrößerungsglas als eine Kunsthistorikerin vor. Aber genau diese Arbeit macht das Kunstmuseum Bern. Es zeigt jetzt die ersten Früchte seiner Arbeit mit dem schweren Gurlitt-Erbe. Die Ausstellung wirft einen faszinierenden Blick hinter die Kulissen und die Kunstwerke. In „Gurlitt. Eine Bilanz“ zeigt das Kunstmuseum nach acht Jahren Forschung, wie es die Geschichte von unzähligen Werken aus dem Gurlitt-Nachlass erforscht hat. Noch längst ist nicht alles klar und die Suche geht weiter, sagt Museumsdirektorin Nina Zimmer.

Das Museum erhielt 2014 den Nachlass von Cornelius Gurlitt, dem Sohn des während der NS-Zeit aktiven Kunsthändlers Hildebrand Gurlitt. Der „Schwabinger Kunstfund“ mit rund 1600 Werken hatte zwei Jahre vorher weltweit Schlagzeilen gemacht. Hoffnungen keimten auf, nun Hunderte verschollene, jüdischen Besitzern geraubte Gemälde wiederzufinden. Am Ende war es nur rund ein Dutzend, was an Erben früherer Besitzer zurückgegeben wurde. Darum geht es: Welche Spuren hat die Geschichte an den Kunstwerken hinterlassen? Findet man



Die Kaltnadelarbeiten „Gesichter“ des Malers Max Beckmann sind in der Ausstellung in Bern zu sehen. Foto: Anthony Anex/dpa

Hinweise auf Vorbesitzer? Manche Werke liegen mit der Hinterseite nach oben, um Markierungen zu sehen. „Die Ästhetik stand bei der Präsentation nicht im Vordergrund“, sagt Kuratorin Nikola Doll. Einige Werke konnten anhand von Schatten vorheriger Passpartouts den Originalmuseen zugeordnet werden. Reste von Zahlen, die der Katalogisierung in einer bestimmten Sammlung entsprechen, sind auch ein Puzzlestein in der Zuordnung.

Das Museum beschäftigt sich auch mit Hildebrand Gurlitt, der die Sammlung zusammengetragen hat. Wer war er? Zu sehen sind alte Familienfotos, ebenso ein Abstammungsnachweis, den Hildebrand mit devotem Schreiben und „Heil Hitler“ einreichte. Es wird auch ein Brief des emig-

rierten Malers Max Beckmann gezeigt, den Gurlitt gebeten hatte, zu bestätigen, er habe sich „in abfälliger Weise über das (NS)-Regime geäußert“ habe. Beckmann kam diesem Wunsch nach. Schließlich wurde Gurlitt als „Mitläufer“ eingestuft und lebte bis zu seinem Tod 1956 als Kunstsammler und Museumsleiter.

Die Provenienzforschung des Kunstmuseums Bern gilt als beispielhaft. Die Übernahme des Gurlitt-Erbes sei in der Schweiz ein Wendepunkt gewesen, sagt Marcel Brühlhart vom Stiftungsrat. Heute sei klar, dass man sich um Aufklärung bemühe und „die Problematik nicht aussitzt“. Das war nicht immer so: Vor 20 Jahren erntete die Schweiz weltweit Kritik für ihren Umgang mit jüdischen Vermögen auf Schweizer Banken.

Deutsche Mystery-Serie „1899“ feiert Weltpremiere

Macher des Netflix-Erfolgs „Dark“ in Toronto

Toronto. Ein Schiff auf hoher See, das seit vier Monaten verschollen ist und nun ohne Passagiere geisterhaft übers Meer treibt: Die ersten beiden Folgen der Serie „1899“, dem neuen Projekt von Jantje Friese (Drehbuch) und Baran bo Odar (Regie), versprechen mysteriöse Geschehnisse, geheimnisvolle Charaktere und unheilvolle Symbolik.

Es ist jene Mischung, mit der dem Duo bereits durch die Serie „Dark“ ein weltweiter Erfolg gelang. Und auch bei der Weltpremiere von „1899“ beim 47. Toronto International Film Festival (TIFF) wurden die Filmemacher dafür am Dienstagabend (Ortszeit) vom Publikum gefeiert. „Wir sind ehrlich gesagt ganz schön nervös, auch wenn wir drei Staffeln „Dark“ hinter uns haben. Das hier fühlt sich sehr frisch für uns an. Es ist unser Baby“, sagte Odar in Toronto.

Gezeigt wurden die ersten beiden Folgen der achteiligen Serie, die bereits nach wenigen Minuten eine starke Sogwirkung entwickelt. An Bord eines Auswandererschiffs von Europa nach New York Ende des 19. Jahrhunderts befindet sich eine bunt gemischte Gruppe von Passagieren mit unterschiedlichen Nationalitäten, persönlichen Geschichten und belastenden Vergangenheiten. Alle hoffen auf eigenen Beweggründen, in Richtung Freiheit zu gleiten.

Doch als die Crew auf offe-



Andreas Pietschmann als Eryk Larsen in „1899“ Foto: dpa

nem Meer das seit vier Monaten verschollene Schiff Prometheus entdeckt, nimmt die Reise eine unerwartete, dunkle Wendung. Mit ihrer Mischung aus bedrückenden, schattenhaften Bildern und mysteriösen Zeichen, bewegen sich Friese und Odar in vertrauten Gewässern. Hauptfigur ist Andreas Pietschmann als Kapitän des Schiffes, dessen eigene dunkle Geheimnisse sich in realistischen Alp träumen entladen. „Ich habe innerlich getanz als der Anruf kam, dass wir wieder zusammenarbeiten“, sagte Pietschmann, der bereits in „Dark“ eine Hauptrolle gespielt hat.

Gemeinsam mit der Passagierin Maura Franklin (Emily Beecham), die von ihrer eigenen schmerzhaften Vergangenheit gejagt wird, versucht er dem Rätsel der Prometheus auf den Grund zu gehen. „Maura hat viele Schichten und trägt jede Menge Widersprüchlichkeiten in sich, das macht sie so spannend“, so Beecham. dpa